

Was ist ein Imperium: ein Blick zurück ins Römische Reich

Zu Lande und zu Wasser war der junge Redner aus Kleinasien herbeigeeilt, hatte das bunte Treiben unterwegs bestaunt und sich an den Kais von Ostia am Ende nicht nur über den Hafen gewundert, sondern gar darüber, dass das Meer, »wenn überhaupt, für die Lastschiffe noch ausreicht«. Am Ziel seiner Reise war er jetzt angelangt, in Rom, der Hauptstadt der Welt, deren Besitz zusammenfiel »mit dem Weg der Sonne«, jener Stadt, die so unermesslich groß war und die sich noch dazu die Macht geschaffen hatte, »die einer solchen Größe angemessen ist«.

Im Frühjahr des Jahres 143 oder 144 nach Christus traf der griechische Rhetor Aelius Aristides in der antiken Millionenstadt am Tiber ein, und ohne Zögern machte er wahr, was er auf der so weiten wie geschwinden Reise gelobt hatte: Er wollte, wenn er wohlbehalten ankäme, »die Stadt mit einer öffentlichen Rede begrüßen«. Der Vortrag fand im Athenaeum statt, jenem herrlichen Gebäude mitten im Herzen Roms, das erst ein knappes Jahrzehnt zuvor für die Verbreitung griechischer Kultur und Wissenschaft errichtet worden war. Unter den Zuhörern, die dem erst 26-jährigen Rhetor lauschten, war möglicherweise Kaiser Antoninus Pius selbst.

In seiner Rede beschwor Aelius Aristides das Imperium als alltägliches Fest. Der ganze Erdkreis habe sich »dem Schmuck und sämtlichen Freuden zugewandt«, jubelte Aelius Aristides, der daran nichts Verwerfliches fand. »Überall gibt es Gymnasien, Brunnen, Tempel, Werkstätten und Schulen.« Der globale Handel bringe alle Reichtümer der Provinzen in die Hauptstadt, herbeigeschafft werde »aus jedem Land und dem Meer, was immer die Jahreszeiten wachsen lassen«, lobte der Redner.

Wichtiger noch war der immerwährende Friede, den das Imperium zu garantieren schien. »An Kriege, auch wenn es sie jemals gegeben hat, glaubt man nicht mehr«, stellte Aelius Aristides für seine Zeit zutreffend fest. Allenfalls »irgendwo an den Grenzen« könnten gelegentlich Kämpfe aufflammen. Das hielt der Redner für unvermeidbar angesichts »der Tollheit der Daker, der misslichen Lage der Libyer oder des Elends der Völker am Roten Meer, die unfähig sind, die Segnungen der Gegenwart zu genießen«. Die römischen Verhältnisse seien daher »sowohl für die Armen als auch für die Reichen befriedigend und nützlich«.

Aelius Aristides war bei weitem nicht der einzige Zeitgenosse, der die Welt des zweiten Jahrhunderts nach Christus so euphorisch sah, und sein Urteil wurde von vielen Nachgeborenen geteilt. Noch im 18. Jahrhundert zögerte der britische Historiker Edward Gibbon nicht, das zweite Jahrhundert nach Christus als »die Periode in der Weltgeschichte anzugeben, während welcher die Lage des Menschengeschlechtes die beste und glücklichste war«. Nach Gibbons Ansicht ließ es sich im Römerreich selbst im Zeitalter des ersten christlichen Kaisers Konstantin zu Beginn des vierten Jahrhunderts noch immer besser leben als in den meisten Epochen danach: »Die Künste des Luxus und der Üppigkeit wurden betrieben, und die Einwohner eines beträchtlichen Teiles des Erdballs genossen die höheren Freuden der Gesellschaft.«

Ähnliche Vorzüge, wie sie die Pax Romana bot, sind erst in unserer Gegenwart an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert wieder erreicht. Zwar hatte bereits die industrielle Revolution des 19. Jahrhunderts die Antike in Bezug auf ihre materiellen Möglichkeiten übertrumpft, auch konnten die Bewohner der europäischen Staaten mit Ausnahme Russlands schon am Vorabend des Ersten Weltkriegs ohne Passzwang frei reisen. Doch wurden solche Freiheiten nur sehr kleinen Bevölkerungsguppen zuteil. So blieben die Auswirkungen dieser Globalisierungswelle überaus beschränkt, vor allem aber waren sie nur von kurzer Dauer: In den Kriegen und Katastrophen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts fiel die Einheit der industrialisierten Welt wieder auseinander. Erst die neue Welle internationaler Verflechtung, die seit dem Fall des Eisernen Vorhangs weltweit eingesetzt hat, schuf wieder einen Raum, der in seiner inneren Struktur dem antiken Imperium vergleichbar ist. Zuvor war die Logik des Weltsystems vom Gegensatz zwischen Ost und West geprägt. Heute steht der immer stärker verflochtene und um die ehemals kommunistischen Länder Mitteleuropas erweiterte Westen einem Rest der Welt gegenüber, der dem antiken Barbaricum auffallend ähnelt.

Dem antiken Imperium als einer Zone relativer politischer Stabilität, wirtschaftlicher Prosperität und hoher innerer Mobilität entspricht dabei der moderne Westen, also die Wohlstandszone der Nordhalbkugel unter Einschluss der USA, Japans und der erweiterten Europäischen Union - mitsamt einiger Länder, die wie die Schweiz oder Israel aufgrund ihrer Geschichte oder geographischen Lage eine gewisse Sonderrolle spielen, vergleichbar mit Ägypten oder Palästina im Altertum.

Der oft gezogene Vergleich zwischen dem Imperium Romanum und den Vereinigten Staaten als dem vermeintlich »neuen Rom« greift erheblich zu kurz. Denn die USA füllen nur einen Bruchteil eben jener Wohlstandszone aus, die allein mit der mediterranen Welt der Antike vergleichbar ist. Ähnlich wie die

antiken Kaiser kommt dem amerikanischen Präsidenten zwar die unbestrittene politische Führungsrolle innerhalb des westlichen Imperiums zu, doch wie im Altertum findet er nur unter besonders günstigen politischen Umständen in dieser Zone überall Gehör. In anderen Phasen wiederum vollzieht sich der Prozess der Meinungsbildung in Brüssel, Paris oder Berlin so eigenständig wie einst in Trier, Konstantinopel oder Antiochia. Machtworte aus Rom oder aus Washington verhallen dann oft ungehört. Die ökonomische und soziale Verflechtung des globalisierten Imperiums leidet unter dieser politischen Vielstimmigkeit keineswegs. Menschen und Waren sind innerhalb der westlichen Welt trotz des Zerwürfnisses über den Irakkrieg mobiler denn je, ganz so, wie sie es innerhalb des Römerreichs auch in den politischen Wirren der Spätantike waren. Überall die gleichen Theater, Tempel und Foren, überall die gleichen Amphoren oder Garküchen: Dem Reisenden in der Antike bot sich ein ähnliches Bild wie dem Touristen von heute, der noch in der fremdesten Stadt auf die vertrauten Shoppingmalls oder Fastfoodketten stößt. Die Integrationskraft Roms beruhte nicht zuletzt auf der engen wirtschaftlichen und kulturellen Verflechtung der gesamten damals bekannten Welt - auf einer antiken Globalisierung.

Deutlich wird der Zusammenhalt des Imperiums aber vor allem in seiner Abgrenzung nach außen, gegenüber dem Rest der Welt, dem »Barbaricum«. Je dichter die innere Verflechtung, desto größer das Bemühen um Abschottung nach außen. Im imperialen Binnenraum werden auch noch die letzten Statusunterschiede eingeebnet, im römischen Fall vor allem durch die Verleihung des Bürgerrechts an alle freien Reichsbewohner im Jahr 212 n. Chr., in der Gegenwart etwa durch das Schengen-Abkommen und den Wegfall der Grenzkontrollen innerhalb der Europäischen Union. Der Zustrom von »Barbaren« in diesen Raum soll dagegen durch immer schärfere Systeme der Grenzsicherung wenn nicht verhindert, so doch zumindest kontrolliert werden. Ob man den Grenzzaun zwischen den USA und Mexiko betrachtet oder die Absicherung der polnischen Ostgrenze auf Brüsseler Betreiben - alle ähneln sie dem Limes der Antike. Die Abgrenzung nach außen ist die wohl augenfälligste Parallele zwischen dem späten Rom und dem heutigen Westen.

Es gibt keinen Begriff, der diesen Zustand treffender beschreibt als der des »Barbaren«. Anders als in seiner modernen Verwendung war das Wort in der Antike keineswegs nur negativ besetzt, es rief Assoziationen von Bewunderung bis Furcht gleichermaßen hervor. Alle Versuche der gegenwärtigen Publizistik, das Phänomen in Begriffe zu fassen - vom »Ausländer« bis zum Mitbürger mit »Migrationshintergrund« - zeugen entweder von peinlicher Unbeholfenheit oder gehen am Kern des Phänomens vorbei, in den meisten Fällen leiden sie unter beiden Schwächen zugleich. Es ist ja keineswegs so, dass die Bewohner des westlichen Imperiums Schwierigkeiten hätten, mit »Ausländern« zusammenzuleben. Amerikaner oder Japaner, Spanier oder Italiener sind in Deutschland hoch willkommen. Probleme treten erst dann auf, wenn die Zugewanderten aus Gebieten jenseits des imperialen Kernraums stammen, also im antiken Sprachgebrauch »Barbaren« sind.

Bevor er das Gebiet des Imperiums überhaupt betreten darf, hat ein Barbar bereits beträchtliche Barrieren zu überwinden, während sich ein Bürger Roms oder des Westens innerhalb des gesamten imperialen Raums und darüber hinaus frei bewegen kann. Sodann erschwert das beträchtliche Wohlstandsgefälle, das in den meisten Fällen der Grund für Wanderungsbewegungen ist, die Integration in die Gesellschaft des Imperiums erheblich. Drittens geben schließlich die großen kulturellen Unterschiede Anlass zu vielfältigen Missverständnissen und gegenseitiger Zurückweisung. Wie das Imperium selbst ist allerdings auch das Barbaricum kein homogenes Gebilde. Der Austausch mit Gebieten, die über gefestigte politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Strukturen verfügen, verläuft meist unkomplizierter als der Verkehr mit Weltregionen, in denen solche Ordnungen entweder nicht funktionieren oder gar nicht erst existieren. Ersteres trifft etwa auf das antike Perserreich oder die heutige Volksrepublik China zu, wie problematisch die dortigen Verhältnisse unter normativen Gesichtspunkten auch erscheinen mögen. Beispiele für Weltregionen mit einem hohen Maß an Unordnung sind etwa das antike Germanien, das heutige Afrika oder Teile der islamischen Welt. Aus diesen fließenden Übergängen ergibt sich, dass die Grenzen zwischen Imperium und Barbaricum in der Praxis weniger schroff gezogen sind, als es der Anblick von Limes und Stacheldraht nahe legt.

Beim Blick auf Rom relativiert sich auch die »demographische Frage«, die in Deutschland seit einigen Jahren so erregt debattiert wird. Bereits im Altertum war mit einem zunehmenden Grad an Zivilisation ein Rückgang der Geburtenzahl verbunden. Durch kulturkritische Ermahnungen, die schon in der Antike wohlfeil waren, ließ sich dieser Trend nicht aufhalten. Denn dem Kinderwunsch stand nicht nur das Streben nach einem guten Leben entgegen, sondern auch objektive gesellschaftliche Zwänge. Als Ausweg erschien die Integration barbarischer Zuwanderer, die ihrerseits jedoch neue Ängste auslöste.

(aus Ralph Bollmann, Lob des Imperiums. Der Untergang Roms und die Zukunft des Westens. Berlin: wjs Verlag 2006, S. 7ff.)